

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wolfs Gesicht verfinsterte sich. „Lieber Strachwitz, das soll mich nicht kümmern; ich tue, was ich will; mit meinem Vater bin ich durch seine Frau vollständig auseinander, und mein Bruder —“ er zuckte die Achseln und schweig. Teilnahmsvoll betrachtete ihn Strachwitz. „Armer Kerl,“ sagte er leise.

„Mein Leben ist mir durch jenen Zwist so verbittert,“ fuhr der andere fort, „ich bin so allein, kein Mensch fragt nach mir. Wenn ich damals Doktor Schöne nicht gehabt hätte, in dessen harmonischer Häuslichkeit ich wenigstens etwas Ersatz für das Verlorene fand, wer weiß, was da aus mir geworden wäre! Schade um ihn —“

„Ja, uns allen ging es durch und durch, wie wir von seinem plötzlichen Tode hörten! Die arme Frau — sie lebten so glücklich miteinander! Den hübschen Jungen hat sie auch hingeben müssen! Wo ist sie jetzt eigentlich?“

„Soviel ich weiß, in der Schweiz! Sie mußte fort; sie sah ja furchtbar aus. Am Begräbnistage habe ich sie zuletzt gesehen; danach war sie ja für niemand zu sprechen!“

Strachwitz warf einen Blick auf die Uhr. „Donnerwetter, schon halb zwölf; da muß ich aber eilen!“ Er stand auf, schnalste den Säbel wieder um; der Burfche half ihm in den Mantel; dann reichte er dem Freund zum Abschied die Hand.

„Na gute Nacht, Wölschen! Also — es wird geschrieben! Sie müssen doch nachgerade wissen, woran Sie sind!“

Wolf nickte stumm und geleitete den Gast bis zur Dreppe.

Dann setzte er sich vor den Schreibtisch, den Kopf grübelnd in die Hand gestützt. Nach einer Weile nickte er. „Ja, ich glaube, es ist so das beste; Strachwitz hat recht,“ sagte er halblaut. Er griff nach Papier, Feder und Tinte, und nach einem Nachsinnen warf er folgende Zeilen auf den Bogen:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Verzeihen Sie die Kühnheit, daß ich an Sie schreibe; aber ich kenne keinen anderen Weg zur Annäherung. Vielleicht bin ich Ihnen nicht so ganz fremd, und wenn Sie nur eine Spur von Interesse für mich hegen, bitte ich Sie inständig, mir eine Unterredung zu gewähren. Bestimmen Sie Zeit und Ort. Mein Ehrenwort darauf, daß meine Bitte keine unläutereren Beweggründe hat.

In Sehnsucht Ihrer Antwort entgegengehend, bin ich ganz der Ihrige

Wolf, Freiherr von Wolfsburg.

Nun der Brief fertig war, brannte er wie Feuer in seinen Händen, und Wolf selbst brachte ihn nach dem nächsten

Briefkasten. Zwei Tage schwebte Wolf in Hangen und Bangen; endlich hielt er am Morgen der dritten Tages ein kleines Briefchen in den Händen, das in seinen, etwas flüchtigen Schriftzügen seine Adresse trug. Fast liebevoll betrachtete er es, ehe er mit zitternder Hand öffnete — endlich las er —

Herrn Leutnant von Wolfsburg!

Auf Ihr Ehrenwort bauend, bitte ich Sie, mich auf dem St. Annensfriedhof unter der großen Linde in der Nähe des Wärterhäuschens zu erwarten, und zwar Donnerstag abend neun Uhr. Bitte, wegen der Wahl des Ortes und der Zeit nicht gering von mir zu denken. Jedoch weiß ich keinen anderen, und außerdem komme ich sehr spät aus dem Geschäft.

M. W.

„Innig drückte er das Blatt an seine Lippen. „Endlich, endlich! Süßes, süßes Mädchen!“

3.

Es blinkt der Tau in den Gräsern der Nacht,
Der Mond zieht vorbei in stiller Pracht,
Die Nachtigall singt in den Büschen.
Es schwebt über Wiesen im Dämmerdasein,
Der ganze Frühling duftet hinein —
Wir beide wandeln dazwischen.
O Lenz, wie bist du so wunderschön!
In dem blühenden Rausch dahinzugehn,
Am Arm keine zitternde Liebe,
Mit dem ersten Kuß in dem Himmelsraum
Und fest zu glauben im törichtem Traum,
Daß es ewig, ewig so bliebe!

G. von Boddien.

Endlich war es Donnerstag abend — ein wundervoller warmer Frühlingabend. Der Vollmond warf sein silbernes Licht auf die Erde. In den berauschend duftenden Fliederbüschen schluchzte eine Nachtigall ihre sehnsüchtigen Lieder, und in den Zweigen der Bäume rauschte es geheimnisvoll und verheißend. Schon eine geraume Weile wanderte Wolf an der bestimmten Stelle ungeduldig auf und ab, jeden Augenblick nach der Uhr sehend, ob es denn noch nicht an der Zeit wäre. Die Brust war ihm von einem unbeschreiblichen Glücksgefühl geschwellt; sein Herz schlug dem Mädchen seiner Liebe so heiß entgegen — wenn sie doch endlich käme — oder hatte sie die Verabredung vergessen, war es ihr etwa gar leid geworden? — Er setzte sich auf die Bank — wo sie nur blieb? Doch lauschte da nicht der Kies wie unter leichten Tritten? Hastig blickte er nach jener Richtung und in einiger Entfernung vor ihm stand die Erwartete, zitternd und mit niedergeschlagenen Augen. Er sprang auf und eilte ihr entgegen; doch fast andächtig blieb er vor ihr stehen. Wie süß war sie! Das holde Gesicht vom Mondlicht umflossen, erschien sie ihm wie die verklärte Poesie! Endlich faßte er sich. Er trat auf sie zu, und indem er ihre beiden Hände ergriff, fragte er mit bebender Stimme:

„O Mädchen, sag, hast du mich auch so lieb, wie ich dich liebe?“

Da schlug sie die wunderbaren Augen voll zu ihm auf, und innig kam es von ihren Lippen:

„Wäre ich wohl sonst hier?“

Da schloß er sie voll innerer Bewegung in seine Arme und preßte seine Lippen in einem langen Kusse auf ihren Mund, den sie ihm willig bot. Selbstvergessen lag sie an seiner Brust, bis sie sich befindend aus seiner Umarmung befreite.

„Was ist dir, mein Lieb?“ fragte er da, „fürchtest du dich etwa?“

„Nein,“ entgegnete sie leise.

„Was ist es denn? Komm, setzen wir uns, und da sagst du mirs, was dich bedrückt!“ Zärtlich umfaßte er sie und setzte sich, sie durch sanften Druck auf seine Knie zwingend. Sie ließ es fast willenlos geschehen. „So, mein Süßes, nun beichte!“

„Herr von Wolfsburg —“

„Wie sagst du? Hast du keine andere Anrede für mich? Kennst du meinen Vornamen nicht? Kenne mich du, mein Süßes!“

Sie errötete tief, als er ihr Gesichtchen in die Höhe hob und nochmals fragte. Da kam es leise, fast wie ein Hauch, von ihren Lippen:

„Mein Wolf.“

„Sag es noch einmal,“ bat er und dann küßte er ihr das Wort viele Male von den Lippen, die so weich und lind wie ein Blumenblatt waren. „Wie bin ich glücklich, daß ich dich endlich habe, du,“ flüsterte er dazwischen, „ich hab' dich so unbeschreiblich lieb — und das sofort beim ersten Sehen! Damals in der Kirche, weißt du noch?“

„Und ob ich das weiß. Ich kenne Sie — dich ja noch viel länger! In den letzten acht Tagen sind wir uns doch immer begegnet — ein reizendes Lächeln flog bei diesen Worten um ihren Mund.“

„Du Schelm,“ und wieder küßte er sie, „nun mußt du mir aber von dir erzählen, Mary! — Wie lange bist du eigentlich hier?“

„Seit ersten März. — Ach, ich kann nicht viel erzählen! Mein Leben hier ist ziemlich eintönig; im Geschäft habe ich so viel zu tun, daß ich mir nur Sonntags einen Spaziergang erlauben kann. Ab und zu gehe ich ins Theater; das ist mein liebstes Vergnügen. Oft kann ich es mir allerdings nicht leisten!“

„Das soll jetzt anders werden, mein Herz; dafür lasse mich sorgen.“

„Nein,“ entgegnete sie da, „nein, auf keinen Fall!“

„Und warum nicht, mein Lieb?“

„Nein, das kann ich nicht annehmen! Ich will es nicht so machen, wie die anderen Mädchen im Geschäft, nein, ich kann es nicht! Herr von Wolfsburg, verlangen Sie —“

„Mädchen, hast du vergessen, daß ich dein Wolf bin?“

„Gönnen Sie mir Zeit, mich daran zu gewöhnen! Vielleicht wäre es besser, ich versuchte es gar nicht! Denn, denn — was ich vorhin schon sagen wollte, es ist doch so unrecht von mir, daß ich gekommen bin!“

„Mädchen!“

„Ja, es ist unrecht,“ wiederholte sie, „ich habe immer geschwankt, ob ich Ihren Brief beantworten sollte, ob ich Ihrem Kusse folgen sollte!“

„Mary, was sieht dich an!“ rief er aus.

„Nun bin ich doch zum Rendezvous gekommen, weil ich mußte,“ fuhr sie leise fort, „aber ich fühle, daß dieser Schritt mich recht viel kostet — meine Selbstachtung!“

„Aber Kind —“

„Beantworten Sie mir eine Frage,“ unterbrach sie ihn lebhaft, „hätten Sie eine Dame der Gesellschaft um ein Stellbichlein gebeten?“

„Da hätte ich es nicht nötig gehabt, Kind, weil ich da genug Gelegenheiten durch Bälle, Abendessen usw. hätte, mich der Angebeteten zu nähern! Aber wie das bei dir, du Süße? Dir auslauern, dich auf der Straße ansprechen, um den Leuten Gelegenheit zum Reden zu geben, — nein! Also blieb mir tatsächlich nichts anderes übrig, als dich um ein Stellbichlein zu bitten — ich mußte dich ja endlich sprechen — so konnte es nicht weiter gehen; die Sehnsucht nach dir rieb mich ja sonst auf.“

„So konnte es nicht weiter gehen,“ wiederholte sie leise, wie für sich.

„Nicht wahr, nun siehst du doch ein, daß ich nicht anders handeln konnte! Du hast also keine Ursache, dich zu schämen,“ fuhr er fort, „einmal mußte ich dir sagen, wie

lieb ich dich habe, daß du mein Gedanke bei Tag und bei Nacht bist.“ Und zärtlich strich er über ihr blondes Haar. Da schmiegte sie sich fest an ihn und schlang die Arme um seinen Hals. „O Wolf, wie liebe ich dich doch,“ flüsterte sie, „ich vertraue dir auch, du bist nicht wie die andern, ich fühle es — du treibst keinen Scherz mit mir.“

„Nein, bei Gott nicht, Mädchen,“ sagte er ernst, „zu einer flüchtigen Liebeständelei bist du zu schade. Ich liebe dich mit jener heiligen Liebe, die man nur seinem Weibe gibt! Hier im Angesichte Gottes schwöre ich dir, daß ich dich zu meinem Weibe machen will!“

„Wolf,“ rief sie da aus; es klang aber mehr erschreckt wie erfreut, „Du weißt ja nicht, was du sagst — du den Offizier, ich eine Ladnerin — das ist ja unmöglich!“

„Unmöglich nicht, aber sehr schwierig — das verhehle ich mir keinesfalls!“

„Und dann, deine Familie — deine Karriere —“

„Wenn ich auch alles aufgeben muß, ich tue es, dich zu besitzen, Mädchen!“

„O Wolf, der Gedanke ist ja viel zu schön, als daß ich daran glauben könnte!“

„Glaube nur, mein Süßes, hab' mich lieb und sei mir treu, hörst du?“

Es klang verhaltene Angst aus seiner Stimme, als er dies sagte. Alle Ueberlegung hatte er verloren, seit er das holde Mädchen in seinen Armen hielt — er fragte weder nach ihrer Familie noch nach ihrer Herkunft — ihm genügte, daß sie da war, daß er sich an ihrer Schönheit berauschen konnte. Und schön war Mary wie ein Traum. Sie sah auf seinem Knie, von seinem Arm fest umschlungen, den Kopf an seine Brust gelehnt, um den Mund ein glückliches Lächeln. Das Mondlicht fiel voll auf sie und umwob sie wie mit einer Glorie. Ihre dunkelblauen Augen, die von langen dunklen Wimpern umsäumt waren, strahlten in einem seltenen Glanze aus dem weißen Gesichtchen. Wie Wolf sie verzückt betrachtete, fiel ihm ihre Durchsichtigkeit auf, und eine plötzliche Angst erfüllte ihn. — „Du bist so bleich, mein Lieb? Du bist doch nicht krank?“

„Sei ohne Sorge, mein Geliebter,“ lächelte sie ihn an, „ich bin ganz gesund! Nur fehlt mir frische Luft, den ganzen Tag in der Arbeitsstube oder im Laden sein, das macht blaß!“

„Das muß anders werden — du mußt dort fort!“

Sie richtete sich aus seinen Armen auf.

„Und wovon soll ich leben? Das geht nicht; die andern müssen ebenfalls arbeiten. Jetzt zur Saison ist sehr viel zu tun; nachher wird's auch besser!“

„Lasse mich für dich sorgen, mein Lieb,“ bat er.

„Wolf, sage so etwas nicht wieder, das kränkt mich — ich kann doch nichts von dir geschenkt nehmen!“

„Hast du nicht Eltern oder Verwandte, zu denen du gehen kannst?“

„Ich stehe ganz allein da; ich habe niemand auf der Welt — als dich,“ sagte sie traurig. „Ein andermal will ich dir von meiner Herkunft erzählen — heute nicht; ich will mir diese glückliche Stunde nicht durch die Erinnerung an traurige Zeiten trüben. Lasse dir für heute damit genügen; du hast deine Liebe keiner Unwürdigen geschenkt! Mir ist es auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich als Rußmacherin mein Brot verdienen muß.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeit der Befreiungskriege.

Kriegslasten der Stadt Gießen im Jahre 1814.

(Nach alten Bürgermeisterechnungen.)

Von Dr. S. Bergér-Gießen.

Mit dem Durchmarsche der russisch-preussischen Armee über Gießen im November und Dezember 1813 nach dem Rhein hin waren die Truppenbewegungen für unsere Gegend noch nicht beendet. Das Jahr 1814 begann, wie 1813 geschlossen: Tag und Nacht erschienen neue Kolonnen, die verpflegt und nach dem Westen weiter befördert werden mußten. Am 3. Januar ziehen preussische Kavallerie, sächsisch-russische und russische Infanterie nachts in Gießen ein und müssen sofort, „vor force und bei äußerst schlechtem Wetter“ durch Boten weiter geleitet werden. Am 6. Januar sind im Auftrage des Quartiermeisters 3 Mann zwei Tage und zwei Nächte tätig, um Bestellungen zu machen, „wegen der Menge von Fuhrn für das hier durchpassierende russische und preussische Militär“. Da ist am 6. ein eiliger Brief in der Nacht durch einen Boten nach Berörod zu bringen, am 7. ein wichtiges Schreiben an einen

Preussischen Obersten in Braunsfeld; ankommenden preussischen Truppen ist am 7. der Weg nach Kleinlinden und Dudenhofen zu zeigen. Wichtige Briefe sind durch Elsboden am 8. nach Weylar, Lich, Marburg und Groshverda, 2 Stunden von Marburg, zu bringen. Am 8., 17., 20., 25. und 31. Januar sind eilig Fuhrer zu bestellen „für das Tag und Nacht durchpassierende Militär“. Am 14. und 17. bekommt Kleinlinden preussisches Militär als Einquartierung. Dahin müssen auch 6 Personen Ochsen für das Proviantamt treiben. Am 20. wird die preussische „Generals-Bagage“ ebenfalls dahin geleitet. Mit dem „Brand“ in Gießen geht es lebhaft her; da sind fortwährend Tuch und Gewehre auf- und abzuladen. Am 9. Januar wird das Rathaus geräumt und gereinigt, „wo die bleiigten Preußen 4 Monate gelegen“. Am 17. müssen dort wieder kranke Personen aufgenommen werden. Am 26. sind 5 Personen bei den „Rekonvaleszenten“ auf dem Rathaus tätig und erhalten dafür 7 fl. 15 Krz. Außerdem mußte auf der „Pulvermühle“ und in der „Ziegelhütte“ für den Wärterdienst bei den Kranken gesorgt werden; der Wärter erhält jetzt durchschnittlich täglich 1 fl. Am 14. Januar waren 7500 fl. für die gelieferte Fourage zu zahlen, welcher Betrag in 15 Stück Obligationen zu je 500 fl. entrichtet wurde.

Am 1. Februar mußte in der Nacht ein Bote nach Reiskirchen abgehen, um die „dem Vernehmen nach“ dort angekommenen Ulrichsteiner Fuhrleute in Empfang zu nehmen und sofort weiter zu leiten, da sie morgens früh in Gießen sein sollten. Da die Umgegend von Gießen nicht die nötigen Fuhrwerke stellen konnte, mußte man sogar Fuhrleute aus dem Vogelsberg beordern. Am 3. Februar müssen Ambosse, Schmiedewerkzeuge und Hobelbänke für das „R. Br. Laboratorium“ ins Zeughaus gefahren werden. Am 10. Februar waren wieder 600 fl. für gelieferte Fourage fällig. Für 2 1/4 Ohm Brantwein müssen an Ad. Gibb 106 fl. gezahlt werden, an Jos. Homberger 46 fl. 21 alb. für 360 Rationen Fourage, „welche von Homberg a. d. Ohm in das hiesige Magazin geliefert“. Am 9. kommen „preussische Wagen“ an, die nach Großlinden geleitet werden. Am 12. erhalten Rechtenbach, Kleinlinden, Steinberg preussische und russische Truppen als Einquartierung. Vom „Windhof“ müssen Fuhrwerke geholt werden. Am „Neuweger Tor“ werden Pulverfässer aufgeladen. 6 Mann erhalten am 16. Februar 1 fl. 30 Kreuzer, „weil sie 2000 Patronentaschen und 2800 Kolbel an der Reitbahn aufgeladen“. Ludwig Fleit erhält, „weil er vom 19. Januar bis 19. Februar bei Tag und Nacht als Quartiermacher tätig gewesen“, 24 fl. 48 Krz. „Besoldung“. „Für seine Bemühungen beim Stadtquartieramt“ werden dem Dolmetscher Eberhansky neben freier Verköstigung für den Januar 40 fl., im Februar zweimal je 6 fl. bezahlt.

Jeden Abend mußten die einzelnen Stadtviertel, in denen Einquartierung lag, genau revidiert werden. Die Visitation erforderte durchschnittlich im Monat eine Ausgabe von 33 fl. „Die Visitatoren hatten über die vorgefundene Einquartierung jeden Morgen ihren Herren Kommissarien schriftlich Bericht zu erstatten“.

Beständig mußten von hier aus Lieferungen nach Frankfurt und Höchst a. M. abgehen für Verpflegung des Blockade-Korps von Mainz“. Mainz war noch von Franzosen besetzt und wurde von deutschen Truppen zerniert. Erst nach dem Sturze Napoleons zogen im Mai die Franzosen von Mainz ab, obwohl sie noch Mittel genug gehabt hatten, sich gegen die Verbündeten zu halten. Die Einwohner von Mainz und die französischen Soldaten sympathisierten nach wie vor mit dem entthronten Kaiser. Bei ihrem Absuge schämten französische Soldaten vor Wut, zerbrachen ihre Waffen, und der General hatte Mühe, sie in Mainz zu bringen.

Die Aktion der verbündeten Armeen gegen Napoleon im Februar 1814 erheischte beständig Truppennachschubungen. So vergeblich im März kein Tag und keine Nacht, an denen in Gießen nicht Truppeneinmärsche stattfanden. Am 6. und 7. März trafen kurhessische Truppen ein, die hauptsächlich in Heuchelheim und Kleinlinden einquartiert wurden. Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel war nach der Auflösung des Königreichs Westfalen im November 1813 wieder in sein Land zurückgekehrt. Sofort wurden die alten kurhessischen Regimenter wieder neu organisiert. Am 18. Dezember erließ der Kurfürst einen Aufruf zur Bildung eines freiwilligen Jägerkorps, das am 19. Februar 1814 ins Feld rückte. Auch das Regiment „Kurprinz“ rückte aus; vermutlich kam es durch Gießen; denn der Wirt Conrad Schwan zum „Schwanen“ (Walltorstraße) erhält 1 fl. ausbezahlt, weil er am 6. März „vor dem Kurprinz seine 8 Bunde“ 16 Pfd. Brot und 1/2 Pfd. Butter geliefert hat. In dem Rechnungsbeleg steht die Randbemerkung: „Gut dafür Büchner“ (Landeskriegskommissar).

Auch in Gießen ließen sich infolge des Aufstaus des Großherzogs Ludwig I. in die freiwilligen Korps Staatsdiener, Gelehrte und Studenten einreihen. Mit der Bildung der „Landwehr“ und des „Landsturms“ ging es langsam voran. Am 4. März liquidiert der Militärkommissar v. Rabenau von der Stadt für seine Bemühungen bei der „provisorisch organisierten Landwehr“ für die Zeit vom 21. Februar bis 4. März 49 fl. In 920 Gießener Familien wurde die Aushebung zur Landwehr vorgenommen. Die Aushebungskommission,

die hauptsächlich beim Messen der Wehrleute tätig war, bestand aus dem Polizeirat Raich, dem Bürgermeister Großmann, dem Ratschöffen Tasche und dem Advokaten Rumpf. Sie erhielten durchschnittlich für ihre Bemühungen je 21 fl. 49 Krz. aus der Stadtkasse. Am 29. März erjucht der Adjutant Merck das Ratskollegium um Ablaffung von „Manualien für Listen und Ordres für die 3 Kompagnien der provisorischen Landwehr des Stadtamts Gießen.“

Im April bis Mitte Mai passieren noch sächsische und preussische Truppen die Stadt zu einer Zeit, als die deutschen Truppen in Frankreich sich schon zum Heimmarsch rüsteten. Es werden noch während dieser Monate allein 160 fl. verausgabt „für Bestellungen von Fuhrern und beim Quartieramt“. Ferner kommen noch zur Ausgabe am 10. April: 261 fl. 15 alb. als Fuhrlohn „für Heu nebst Hafer und Sack, welche für das Blockade Corps vor Mainz nach Höchst geliefert werden müssen“, ferner 187 fl. 13 alb. 7 Pfg. zur Anschaffung von Gemüse und Fleisch dahin. Ratschöffe Jughard erhält am 20. April ausgezahlt 3528 fl. 12 alb. 4 Pfg. für 2760 Pfund Mehl und 6844 Pfund Getreide, „welche vom 26. Dezember 1813 bis 20. April 1814 zur Lieferung angeschafft werden mußten“. (In Gießen bestand ein Verpflegungs-Hauptdepot.) Am 23. Juni muß die Stadt Gießen ihren Anteil an den Fuhrkosten bezahlen, „um das Reserve Magazin von Siegen nach Höchst zu fahren“. Am 13. Juni waren wieder 1000 fl. fällig für gelieferte Fourage.

Mit der Rückkehr der Truppen vom französischen Kriegsschauplatz wird unsere Gegend wieder im Juni mit Militär überschwemmt. Die ankommenden Truppen waren hauptsächlich Russen. Russische Einquartierung erhalten am 4. Juni: Rodheim, am 6. Lollar, am 7. Reiskirchen, am 9. Langgöns, Großen-Linden, am 10. Annerob, Steinberg, Wiesed, am 12. Wismar, Lollar, Daubringen, am 13. Trohe, am 14. Heuchelheim, am 15. Daubringen, am 18. Bersrod. Außerdem kamen noch Preußen und Kurhessen an. Am 18. Juni mußten Fuhrwerke für die Russen gestellt werden, die Alsfeld als Marschziel hatten.

Die zweite Hälfte des Jahres 1814 verlief ruhiger, wenn auch immer noch täglich einzelne Kolonnen ankamen. Das Stadtquartieramt bestand sich vom Januar bis Mitte September bei Frau Inspektor Ferber. Das Quartieramt liquidiert für den Verbrauch von Lichtern, Papier, Federkielen, Siegelack vom Januar bis Dezember 1814: 123 fl.; mithin war es noch im Dezember tätig. 52 fl. Zins werden bezahlt vom Juni bis September für 2 Stuben, „wo die preussische Artillerie ihr Schuh und Lederwerk aufbewahrt“. Im November werden noch 3 fl. vergütet für „Auf- und Abladen von Militärsachen“. Auch kranke französische, russische und preussische Soldaten mußten noch bis Ende des Jahres 1814 verpflegt werden; sie lagen in der „Ziegelhütte“ und in dem Saale des „Dirichwirts“ am Seltersweg (frühere Eisengießung von Kröll).

Das Landwehrcorps bestand nach einer Bemerkung in der Rechnung aus 5 Kompagnien; es werden aber nur die Hauptleute von 3 Kompagnien erwähnt, so daß angenommen werden muß, daß die nächste Umgebung von Gießen die 4. und 5. Kompagnie stellte. Die erste Kompagnie führte Kapitän Schott, die zweite v. Großmann, die dritte Kapitän Limbert. Wann die Übungen der Wehrleute stattfanden, konnte nicht festgestellt werden. Nur die „Tambour-Exercitien“ unter dem Bataillonstambour Schäfer werden erwähnt; sie beginnen schon im März und setzen sich das ganze Jahr über bis 1815 fort. Am Montag erhielt jeder Tambour für „Versäumnis“ (der Arbeit) 20 Krz. 6 Tamboure werden genannt: Junker, Kreuter, Müller, Ramspeck, Dreier, Niim. Für Anschaffung von dunkelblauem Tuch zur „Montierung der Bürgertambours“ werden 104 fl. 37 alb. verausgabt. An Schneiderlohn werden am 29. Juli bezahlt für 6 Röcke à 2 fl. = 12 fl., für 6 Paar Hosen à 40 Krz. = 4 fl., für 6 Paar Kamasschen à 40 Krz. = 4 fl., 6 Kappen à 20 Krz. = 2 fl. Joh. Heinrich Schaffstädt erhält 1 fl. 6 alb. für Lieferung von 3 Paar Trommelstöden. 7 fl. erhält Jakob Wallenfels für 1 Stube, „worin die Bürger zur Landwehr aufgeschrieben und gemessen werden“. Die Wehrleute mußten sich Montierung und Ausrüstung selbst stellen; nur ärmeren Mitgliedern des Bataillons wurden Beihilfen gewährt. So wird in der Stadtrechnung ein verausgabter Posten von 150 fl. aufgeführt als „freiwilliger Beitrag aus dem Stadtaerario zu den angeschafften Gewehren“.

Im ganzen wurden im Jahre 1814 von der Stadt Gießen für Kriegszwecke verausgabt: 32728 fl., und zwar für Botenlohn 1950 fl., für Lieferungen 11514 fl., für Kriegsfahrten 19264 fl. Die Ausgaben für geleistete Kriegsfahrten waren für die Stadtkasse am drückendsten, wenn auch vielleicht einzelne Bürger daraus Vorteil zogen. Dafür mußten sie aber auch oft mit dem Verlust von Wagen und Geldsack rechnen. Gießen muß damals viele leistungsfähige Fuhrwerksbesitzer gehabt haben. Der größte Fuhrwerksbesitzer war Justus Balthasar Müller, Gastwirt zum „Dirsch“. Er erhielt für Kriegsfahrten im Jahre 1814 2368 fl. Weitere hohe Beträge wurden gezahlt: an Jos. Med 1775 fl., an Konrad Schwan „zum Schwanen“ 1136 fl., an Ludwig Konrad Fleit 1113 fl., an Postmeister Kempf 753 fl., an Balthasar Bogt 514 fl., an Magnus Schäfer 584 fl., an Christian Ferber 672 fl. In der Rechnung wurden außerdem noch mindestens 75 Fuhrleute aufgeführt, denen Beträge von 200—760 fl. bewilligt wurden, unge-

rechnet der vielen keinen Unternehmer, die mit 1 Pferd oder Mähen Vorspanndienste leisten mußten.

Ober-Appellationsrat v. Großmann hatte eine Rede an die „provisorisch organisierte Landwehr“ gehalten, die auf „Befehl“ des Oberbürgermeisters Großmann bei Gebrüder Schröder in einer Auflage von 1200 Exemplaren auf Kosten der Stadt gedruckt wurde.

Wenn auch der Friede erst am 30. Mai 1814 abgeschlossen wurde, so feierte man doch schon am 24. April ein Dankfest für den glorreich beendeten Krieg. Am Vorabend, Samstag den 23. April, wurde eine Stunde mit allen Glocken geläutet und damit der Festtag eingeleitet. Am Sonntag wurde ein „Te Deum“ gesungen, vermutlich auf dem „Brand“, da der Neubau der Stadtkirche noch nicht vollendet, und die Burgkirche für die Feier zu klein war. Während des Abingens desselben wurde mit allen Glocken geläutet. Am Sonntag abend war das Rathaus illuminiert, und freudige Stimmung beherrschte die Gemüter der Bewohner, glaubte man doch hoffen zu dürfen, daß der bevorstehende Abschluß des Pariser Friedens ruhigere und geordnetere Verhältnisse bringen würde. Leider eine trügerische Hoffnung!

Aus Deutsch-Süd-West.

* Der unterbrochene Einzugsmarsch. Als die erste Verstärkung der Schutztruppe für den Süden des Schutzgebietes Südwest-Afrika im Juli 1904 eintraf, sollte deren Einzug in Keetmanshop, dem Hauptort des Südens in feierlicher Weise von statten gehen. Eine schon auf dem Schiffe zusammengestellte Bataillionsmusik, 8 Mann stark, war zur Hälfte mit der früher abgerückten 8. Feld-Kompagnie vorgeritten. Vor dem genannten Orte versammelten sich nun beim Näherkommen der noch fehlenden 8. Feld-Batterie, der Stab des Bataillons, die Spitzen der Behörden und natürlich die ganze weiße und eingeborene Bevölkerung. Noch eine kurze Kasse wurde gehalten, wobei die beschmutzten Uniformen und Stiefel gereinigt und der dicke Staub von den Gesichtern abgewischt wurde. Jetzt kamen die Musiker der Kompagnie an, die beritten den Einzug mitmachen sollten; sie boten, des Reitens noch nicht ganz sicher, auf den ohnehin unruhigen Tieren einen gerade nicht so strammen Anblick. Das Kommando zum Abmarsch ertönte. Mit Spannung verfolgte jeder neben den auftauchenden Schenkswürdigkeiten Keetmanshops die Bewegung der braven Musiker. Zuerst ging die Kasse ganz gut, bis man in die Nähe des Viehtralles kam, aus welchem das Gebrüll der Ochsen ertönte, da wurden die Pferde wild. Das eine rannte mit seinem Reiter so dicht auf einen Baum zu, daß der Gut desselben hängen blieb, ein anderes setzte seinen Reiter direkt in den Sand. Zu allem Unglück wurde noch das Blasinstrument eines dritten von einem Fahrzeug überfahren. Mit der Musik war es aus. Unsere schwarzen Landsteute aber sehten den so jah unterbrochenen Einzugsmarsch zum allgemeinen Gaudium mit einer schrecklich quiekenden Ziehharmonika fort und vor der Kaserne der alten 3. Feld-Kompagnie endete der so feierlich begonnene Einzug in allgemeiner Heiterkeit.

* Wie wir unsre Schuhe verloren! Das klingt gewiß recht sonderbar und doch ist es einmal passiert, daß wir mit neuen Schuhen auszogen und mit selbstbeweideten Füßen wieder ins Lager kamen. Der Vorgang spielte sich folgendermaßen ab: Im August 1906, als die Truppe die Eingeborenen in die wilden Berge verfolgte, bekam unsre Batterie 8. II. den Auftrag, der Abteilung Bach Proviant nachzubringen. Etwa 40 Mann, mit dem so beliebten Lt. Müller als Führer, machten sich mit ca. 50 schwer beladenen Maultieren auf den Weg. Steile Felsenstege wurden erklimmen und zerschunden und zerrissen kamen wir am Abend des dritten Tages im Lager der genannten Abteilung an. Groß war die Freude der Kameraden, als wir mit dem ersehnten Proviant anlangen. Ein großer Teil desselben war leider durch die vollständig zersetzten Säcke verloren gegangen und gerne gaben wir den ausgehungerten Kriegerern noch einen Teil von unserem, für den Rückmarsch bestimmten Vorrat. Nachdem wir im Lager übernachtet, ließ uns am anderen Morgen der Führer der Abteilung, Optm. Bach, antreten und stellte uns den sonderbaren Antrag, unsre guten Schuhe seinen Leuten abzugeben. Einen Augenblick hupften wir, dann aber siegte das Mitleid mit den Kameraden, die ihre Füße nur notdürftig mit Fellen, Lumpen und gänzlich zerrissenem, durch Riemen zusammengehaltenen Schuhzeug bedeckt hatten. Flugs zogen wir unsre Schuhe aus und bedeckten die Füße mit jener Naturbekleidung. Scherzend und lachend über unser so schnell verändertes Aussehen traten wir den Rückweg an und auch unser alter Hauptmann Siebert war wie aus den Wolken gefallen, als er seine Leute so wieder sah.

Vermischtes.

kos. Deshalb sind niedere Naturvölker Kannibalen. Das entsetzliche Schicksal, das jetzt wieder zwei deutsche Forschungsreisende auf Neu-Mecklenburg im Bismarck-Archipel gefunden haben, die mit ihren 14 eingeborenen Begleitern Menschenfressern zum Opfer gefallen sind, lenkt unsere Aufmerksamkeit wieder

auf diese grausame Sitte, die sich bei vielen niederen Völkern findet. Es ist für uns schwer, eine Erklärung dieser Gebräuche zu finden. Wir betrachten sie als tierisch und menschenunwürdig. Von Interesse dürfte es da sein, eine Erklärung ins Gedächtnis zurückzurufen, die der bekannte Schriftsteller Bölsche in seinem Büchlein „Der Mensch der Vorzeit“ gibt. Er schreibt da: Kannibalismus kommt noch heute bei Naturvölkern vor und keineswegs bloß bei den primitivsten. Andererseits ist der Schritt überhaupt noch wieder ein kolossaler von einer gewissen internen Stammesmoral, die das Leben eines Genossen unter Umständen schon äußerst hoch einschätzen kann, und dem Verhalten fremden, feindlichen Stämmen gegenüber, wo jede List und Grausamkeit gilt. Man muß noch in der Ilias nachlesen, wie lange in der Kulturmenslichkeit selbst auf glänzender Stufe hier noch vollkommen doppelte Buchführung galt. Gerade der Kannibalismus hat aber vielleicht noch eine besondere und für sich wieder bedeutsame Seite. Er ist eigentlich im Tierreich ein seltener, ungern geübter Brauch, bedeutet also beim Menschen etwas in gewissem Grade besonderes. Während unsere moderne Kulturmoral durchweg geneigt ist, in ihm noch eine ganz apart rohe, bestialische Ur Eigenschaft zu sehen, ist es sehr wohl möglich, daß er gerade erst mit dem Erwachen feinerer, heftig fortschrittlicherer Gehirnkombinationen sozusagen „philosophisch“ entstanden ist. Ein typischer Kannibalenlaube von heute ist nämlich, daß durch das Verzehren der Leiche des Besiegten seine Kraft, seine Tapferkeit durch einen seelischen Akt in den Verzehrern übergehen. Also eine Idee aus dem Vorstellungskreise des Seelen-glaubens, sozusagen des Unsterblichkeitsglaubens! Nach dieser Ansicht töten also die Kannibalen den Fremden nicht etwa, um sich von ihm zu nähren. Sie töten den Fremden nur, wenn sie in ihm einen Feind sehen. Und wie man sonst allgemein dem Besiegten Schmutz und Besitz nimmt, um sich zu bereichern, so suchen die Kannibalen durch Verzehren des Leichnams sich dessen Kraft und Geistesgaben anzueignen.

kos. Wie hoch sind die Meereswellen? Große Wellen entstehen nur bei großer Wasseroberfläche. Dabei nimmt die Höhe der ersten an der dem Wind zugewandten Küste entstehenden Welle sehr allmählich nach dem offenen Meere hin zu und auch die nächsten Wellen sind nur um wenig größer. Cornisch maß die Wellen größerer Wasserflächen, zunächst des Genfer Sees, wo er als Maximum 2/3 Meter Höhe feststellte. Im Lake Superior (Nordamerika), der allerdings viel größer ist, gab es Wellen von fast 7 Meter Höhe. Im Mitteländischen Meere, also einem ganz von Land umschlossenen Becken, kommen ebenso wie im Chinesischen Meere Wellen von 24-30 Meter Höhe vor. Diese Zahlen stützen sich auf die Berichte von Seesoffizieren. Cornisch weist aber darauf hin, daß die Höhe der Wellen bedeutend zunimmt, wenn sie sich am Schiffsrumpf brechen. Auf freiem Meere werden solche Höhen kaum erreicht.

Sprachede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

— Seltsame Inschriften. Seltsame Inschriften einer man allenthalben auf Ladenschilddern finden. Da schreibt immer großmächtig an: „An und Verkauf von Kunst und Antiquitäten“. Also er kauft und verkauft „Kunst“. Höchst sonderbar! Oder sollte der gute Mann gar „Antiquitäten“ meinen? Den Bindestrich lassen die Verren Maler ja heute ohnehin meist weg oder setzen ihn wohin er nicht gehört; und da er in jener Inschrift auch hinter „An“ nur zu denken, nicht zu sehen ist, gilt das gleiche wohl für die „Kunst“. — An einem anderen Fenster hat sich der Maler aus der Enge und Allemne zu helfen gewußt, indem er einem Fremdwort ein paar Buchstaben aus der Mitte wegnahm. Da das schöne und lange Wort „Abonnements“ nicht auf der Scheibe unterzubringen war, schrieb er einfach „Abonnents“ an: Abonnents auf alle Zeitungen und Zeitschriften. Und niemand merkt es! Ist doch gut, daß wir allerhand Fremdwörter haben: bei deutschen Wörtern ist solche Bescheidung nicht möglich, wenigstens ist sie nicht so unauffällig anzubringen.

Bilderrätsel.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

H
O
F
E
R
E
R